

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 23 (1982)
Heft: 17

Artikel: Die Superfrau : eine ungarische Satire auf brüderliche Verhältnisse
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1093811>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Superfrau

Eine ungarische Satire auf brüderliche Verhältnisse

Ungarische Humoresken lassen sich oft auf verschiedenen Ebenen goutieren. Das trifft auch auf den Text zu, den die Budapester «Raketa Regenyusag» (Nr. 15/1982) von Laszlo Feleki veröffentlichte. Der fiktive Dialog zwischen einem Staatspräsidenten und seiner Ehefrau gibt sich zunächst als leichtgewichtige Satire auf die Vöternwirtschaft. Und als harmlos: Die vorkommenden Namen sind mit südamerikanischen Diktaturen zu assoziieren, und die wird man im sozialistischen Ungarn wohl noch kritisieren dürfen.

Dann versteht mindestens der osteuropäische Leser ohne jede Mühe, dass man genau so ein formelles Alibi braucht, wenn man die Zustände im eigenen Lager verspotten will. Weil der Nepotismus im ganzen Sowjetlager wuchert, und weil der Autor hier seine «Tarnung» nicht einmal auf Glaubhaftigkeit angelegt hat, ist die (formell unbeweisbare) Ausrichtung rasch erkannt.

Doch in diesem speziellen Fall kommt noch hinzu, dass die Verhöhnung ganz konkret und persönlich gemeint ist. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zielt sie nämlich auf die Herrschaft derer von Ceausescu im benachbarten Rumänien (siehe ZB, Nr. 13/1982). Dort ist Elena Ceausescu nicht nur die Frau des Staats- und Parteichefs, sondern (bis jetzt) auch noch folgendes: Abgeordnete, Zentralkomiteemitglied, Direktorin des Zentralen Chemie-Forschungsinstituts, Vorsitzende der ZK-Kaderabteilung, Stellvertretende Ministerpräsidentin.

An sich ist es «unmöglich», dass man drüben den Führer eines Bruderlandes öffentlich ersichtlich verspotten darf. Aber in Ungarn ist es möglich geworden (siehe Kasten). Deshalb vernehmen Sie jetzt gewissermassen Nicki und Elli.

«Schlecht gelaunt, wie? Was hast du denn, mein Schnuggerli?»

«Ich bin kein Schnuggerli, merk dir das.»

«O je. Wohl mit dem linken Füsschen aufgestanden, Liebling? Aber ausgerechnet heute? Wo ich dich doch gerade gestern erst zur Vorsitzenden des Staatskomitees für Atomkraft ernannt habe.»

«Eben. Für so winzige Ämtchen bin ich dir noch gut genug. Doch, ich habe nachforschen lassen, jawohl. Und da ist es herausgekommen: eine winzig kleine Sache, das ist das Atom, jawoll! Und da findest du womöglich noch, ich solle damit glücklich sein. Nein, mein Lieber, lass es dir endlich gesagt sein: ich brauche Grösseres.»

«Aber Liebes, du bist doch schon die Präsidentin der Akademie der Wissenschaften.»

«Gleich muss ich singen vor Begeisterung. Der ganze Haufen Zittergeisse; nicht einmal tanzen

können die. Aber von dir aus kann ich mich ja zu Tode langweilen, ich, die Präsidentengattin. Wenn ich denke, was du mir alles versprochen hast, damals... Und ich Trottel habe dir noch alles geglaubt. Und heute ist nichts. Schliesslich will ich ja nur Kriegsminister werden. Aber nicht einmal das gönnst du mir. Und dabei habe ich schon meine Marschallsuniform kreationiert.»

«Kreiert, Liebling. Aber du musst doch einsehen...»

«Was soll ich einsehen, was? Ich sehe zum Beispiel, dass die Isabelita schon längst Kriegsminister ist, obwohl sie erst vor zwei Jahren den Präsidenten geheiratet hat.»

«Aber Schatz, das ist doch drüben. Du weisst, ich mische mich in die Angelegenheiten anderer



SZÓNYSI GYULA RAJZA

Zur Erinnerung (ZB, Nr. 13/1982) die Ceausescu-Karikatur aus «Nepszabadsag» vom 13.3.1982

Staaten grundsätzlich nie ein, das heisst natürlich, solange es nicht unumgänglich ist.»

«Mir kannst du mit diesen billigen Ausreden nicht kommen, mir nicht. O Gott, warum muss ich allein so unglücklich sein, ich als Prä-pä-pä-wääähähähää...»

«Nicht weinen, Schatz, nein, nein. Siehst du, ein Kriegsminister muss eine Militärschule absolviert haben; das verstehst du doch.»

«Ich habe ja den Kochkurs besucht. Die Soldaten müssen auch essen.»

«Ja, ja, Liebes, da hast du schon recht, das stimmt. Nur ist da noch etwas: Ich kann den General Hidalgo nicht einfach so raus-schmeissen.»

«Du kannst ihn zum Staatssekretär für Bewässerung machen.»

«Schon, wenn er bloss nicht wasserscheu wäre. Darum ist er auch nicht Admiral geworden.»

«Vom Bewässern kann er trotzdem so viel verstehen wie ich vom Militär. Nein, nein, hör lieber auf mit deinen Sprüchen und sag es mir gleich offen, dass du mich nicht mehr liebst.»

«Ich habe dich zum Fressen gern, das weisst du doch. Du musst nur meine heikle Lage verstehen. Du, ich hab's. Wie würde es dir eigentlich als Kulturminister gefallen?»

«Au, schön, ha, ha. Und am Ende soll ich noch auf meine alten Tage hin lesen und schreiben lernen? Und was ist dann mit meiner Schreiblerin? Und mit meinem Vorleser? Meinst du, ich soll sie einfach auf die Strasse werfen? Wo doch beide Familie haben. Ich sage dir, es bleibt dabei: Ich will Kriegsminister werden.»

«Ach je, Täubchen, kannst du denn nicht ein klein bisschen Rücksicht auf mich nehmen? Vorgestern erst habe ich deinen Grossneffen zum Generalleutnant befördert; da muss ich aufpassen. Sonst kommt es noch so weit, dass die Leute behaupten, ich begünstige die Mitglieder meiner Familie.»

«Du? Mit dir ist das schon eher umgekehrt. Wenn ich nicht mit dir verheiratet wäre, hätte ich es schon längst zum Kriegsminister gebracht. Bis jetzt haben alle Leute, die ich gefragt habe, meine militärischen Fähigkeiten bestätigt. Nur du willst sie nicht wahrhaben, nur du!»

«Aber Engelchen. Immerhin habe ich dich schon zum Ehrengeneral ernannt.»

«Geh mir weg mit deinen Ehrentiteln! Ja, und übrigens: Wo bleiben meine Orden? Seit Wochen habe ich keine mehr erhalten. Gerade jetzt könnte ich einen Stern auf blauem Band brauchen, aber du bemerkst es ja nie, wenn ich ein neues Kleid an habe.»

«Wirklich, Schatz! Du hast schlichtwegs schon sämtliche Auszeichnungen gekriegt, die es überhaupt gibt.»

«Dann musst du eben neue stiften. Wenn ich Kriegsminister bin, sollte ich sowieso...»

«Momentchen mal. Wie wär's denn mit dem Agrarministerium?»

«Aha! Ich soll mich also mit dem Pflügen abgeben, während die Isabelita ihren Militärs Befehle erteilt.»

«Dann das Innenministerium?»

«Damit man Polizistenwitze über mich bringt, was?»

«Dann nicht. Willst du noch ein Ehrendoktorat?»

«Witzig! Wo ich doch gerade angefangen habe, den Krimskrams mit den Doktorhüten auszumisten.»

«Aber Präsidentin des Frauenverbandes. Das könnte dir doch liegen?»

«Du, aber jetzt wirst du richtig gemein. Das fehlte noch, dass man anfangen würde, über meinen früheren Beruf zu reden.»

«Ich hatte ja bloss gemeint. Aber dass du auch partout Kriegsminister sein willst, mein Blümchen! Hängt denn wirklich dein Herz daran?»

«Wenn du auch nur etwas von einer Frauensee verstehen würdest, hättest du nicht zu fragen brauchen. Natürlich hängt mein Herz daran; ich bin doch eine Mutter! Siehst du, mein Miguelito ist gross geworden und wird militärisch ausgehoben. Sicher: Er fängt nur als Oberst an, damit dir niemand Vetterwirtschaft vorwerfen kann. Aber er wird Karriere machen. Und wie stehe ich als blosser Ehrengeneral dann da, ich, seine Mutter? Ich muss einfach sein Vorgesetzter werden. Du willst mich doch nicht in die Lage versetzen, dass der Bub mir widersprechen darf.»

«Hm, so ist das, mhm, ja doch. Ja, wahrhaftig. Schätzchen, pass auf, ich lass mich gleich verbinden. – Hallo? Notieren Sie: General Hidalgo wird abgesetzt. Es hat sich herausgestellt, dass er die Rekrutenschule nicht absolviert hat; das soll er jetzt nachholen. Das Kriegsministerium übernimmt morgen meine Frau. Haben Sie das? Danke. – Na, Liebes, zufrieden?»

«Ach, du, mein Einziger! Ich habe es ja immer gewusst, dass du ein goldenes Herz hast und so viel Menschenkenntnis. Ja, ich bin glücklich. Aber du weisst ja, wie wenig es braucht, damit dein Schnugglerli zufrieden ist.» ■

Nachbarlästerung

In Ungarn hat man dieses Jahr das rumänische Regime zur indirekten, aber öffentlichen Verspottung freigegeben; das ist ein offenes Geheimnis.

Den Hintergrund bilden zwischenstaatliche Spannungen wegen der schlecht behandelten 2 Millionen Magyaren in Rumänien. Im Zusammenhang damit fand man in Budapest den neu aufgemöbelten Mythos des urrumänischen Dakertums (siehe ZB, Nr.13/1982) nicht nur lächerlich, sondern auch völkisch gesinnt und für die Minderheiten bedrohlich. Deshalb veröffentlichte «Nepszabadsag» schon im März eine durchsichtige Allegorie auf diesen Mythos. Eine erkennbare Karikatur von Ceausescu als Illustration machte die Sache eindeutig. Ceausescu soll, so erzählt man sich in Ungarn, einen Wutanfall gekriegt und diplomatische Proteste veranlasst haben. Das amtliche Budapest konnte natürlich erstaunt tun und fragen, wieso die Rumänen sich in so einer Satire denn zu erkennen glaubten.

Ähnlich verhält es sich mit dem weniger befrachteten ungarischen Stückchen, das wir hier nachdrucken. Kein Ungar, der das gelesen hat, wird am rumänischen Bezug zweifeln, aber jeder offizielle Ungar, dem man das amtlich vorlegt, darf sich blauäugig verwundern: «Aber wie können Sie bloss auf so einen Gedanken kommen!» Und das gerade ist das ungarische Hauptvergnügen an der netten kleinen Sache.

Das Dokument

Polnischer Dialog

Eine klassische Rechtfertigung für den Putsch der polnischen Militärjunta lautet: Wenn sie es nicht getan hätte, dann würden es die Sowjets getan haben, und alles wäre umso schlimmer. In Polen selbst übt man die gleiche Argumentation ohne ausdrückliche Brudernennung: Seid dankbar dafür, dass wir das Nötige selbst durchgeführt haben, sonst...

Wie ungeheuer tröstlich solches Rasonnieren für das Opfer ist, für die polnische Bevölkerung, das macht die folgende Satire bewusst. Sie ist in der exilpolnischen Zeitschrift «Kultura» (Paris, Juli/August 1982) erschienen.

Beim Verfasser handelt es sich um Slawomir Mrozek, einen in Paris lebenden polnischen Karikaturisten und Schriftsteller. Er hat seine polnische Staatsbürgerschaft beibehalten, und eigenartigerweise werden Beiträge von ihm auch jetzt noch in Polen publiziert. Wir belegen das unten mit dem Abdruck einer neuen Karikatur aus Warschau, eine Mäusebitte an das Zertrampeltierchen. Aber nun zum Text, der freilich keine Chance hat, im normalisierten Polen veröffentlicht zu werden.

A: Also, wenn ich Sie recht verstehe, geschah es bloss zu meinem eigenen Wohl, dass Sie mir die Zähne ausgeschlagen und eine Niere zerquetscht haben?

B: Aber gewiss. Denn sonst, wissen Sie, hätte Sie ein anderer misshandelt. Und sicherlich viel härter als ich. Er würde Ihnen nicht bloss die Zähne ausgeschlagen und die Niere zerquetscht haben. Nein, er hätte Ihnen auch noch die Fingerbeeren abgeschnitten und die Augen ausgerissen. Sie sollten mir dankbar sein, statt mich zu hassen.

A: Sie haben mich demnach nicht deswegen gefoltert, weil Sie mich nicht mögen?

B: Nie im Leben. Ich möchte Sie doch nur vor den grössern Übeln retten, die Ihnen drohen.

A: Und Ihre persönlichen Interessen haben damit nichts zu tun?

B: Selbstverständlich nicht; wie können Sie nur auf so einen Gedanken kommen?

A: Und Ihre persönlichen Vorteile?

B: Solche Verdächtigungen; oh, es ist unerträglich! Wo ich doch immer nur an das Gemeinwohl denke. Und Ihr eigenes Wohl, das liegt mir zu tiefst am Herzen.

A: Das heisst, Sie opfern sich für mich?

B: Ja, das tue ich, ich muss es doch. Zähne ausschlagen, Nieren zerquetschen: Sie glauben doch wohl nicht, dass so etwas Vergnügen macht.

A: Es hat Ihnen also kein Vergnügen gemacht?

B: Welche Unterstellung; ach, es ist zu abscheulich. Aber wieso denn? Im Gegenteil, es hat mir sehr weh getan. Und dann diese Mühsal; die müssen Sie sich vorstellen: Sie zu prügeln und mir dabei erst noch die Tränen abzuwischen, und das gleichzeitig!

A: Dann hat die Arbeit wahrhaftig Opfer von Ihnen gefordert. So grosse Mühen, so viele Unannehmlichkeiten. Sicher sind Sie dabei sehr müde geworden, nicht wahr?

B: Uff, ja, und wie! Ein schwerer Job.

A: Und alle diese Anstrengungen bezwecken nur das eine: dass es mir besser und nicht schlechter geht.

B: Richtig, völlig richtig.

A: Alles nur aus Rücksicht auf mich, aus Sorge um mein Wohl.

B: Ganz ausschliesslich.

A: Und Sie wollen dabei nichts für sich selbst, sondern alles nur für mich.

B: So ist es.

A: Weil denn Ihre Verrichtung so selbstlos ist, weil Ihnen denn aus Ihrem Tun weder Vergnügen noch Vorteile erwachsen, weil Sie denn im Gegenteil bereit sind, jede Beschwerde auf sich zu nehmen, um mir das Leben zu erleichtern, möchte ich auch meinerseits meinen Verpflichtungen Ihnen gegenüber nachkommen...

B: Ja?

A: ... und Sie um etwas bitten. Wenn Sie ohnehin schon so grosse Opfer für mich erbringen, dann erlauben Sie mir auch noch...

B: Aber ja, ich höre.

A: ... Sie weiterhin zu hassen. ■

Erstaunlicherweise publiziert man in Warschau noch Karikaturen von Slawomir Mrozek, den Verfasser der beissenden Satire. Hier bittet die Maus: «Und jetzt, Elephäntchen, sei so lieb und heb das Beinchen.» («Szpliki», Warschau, 8. 8. 1982)

